Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925
1907

6.1.1907 (No. 1)

Visual Library

Sterne und Blumen.

Belletristisches Unterhaltungsblatt zum „Badischen Beobachter".

Mitbegründet von Philipp Wasserburg („Laicus") in Mainz.

№ 1. Sonntag, den 6. Januar. 1907.

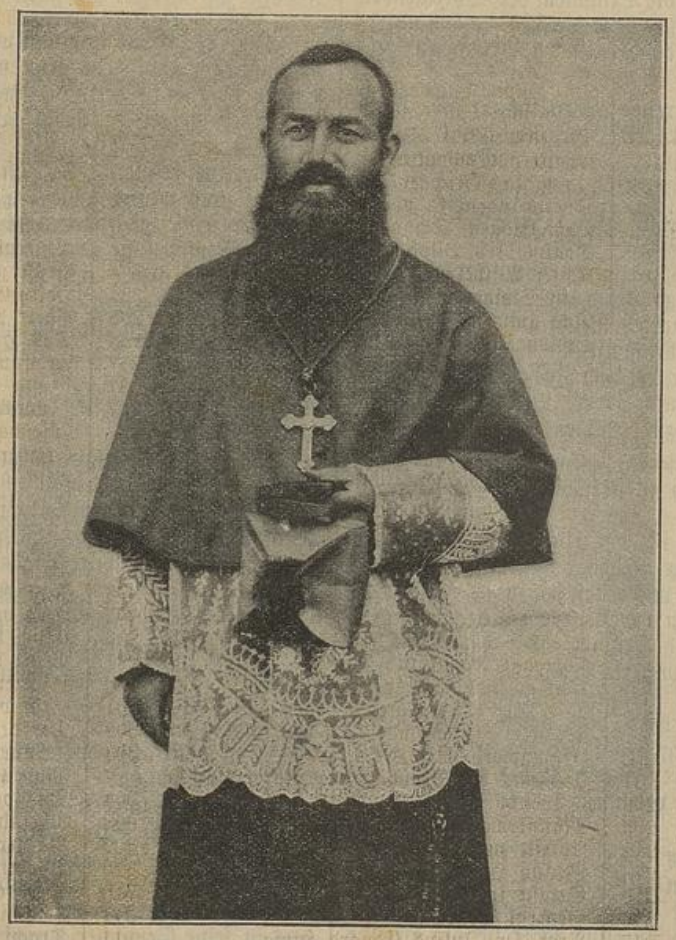
Bischof Mgr. Pater Franz Xaver Vogt,

Apostolischer Vikar von Deutsch-Ostafrika.

(Nachdruck verboten.)

In der altehrwürdigen, aus trostloser Ruine zu herrlichem neuen Leben erwachten Abtei zu Knechtsteden, in der preußischen Rheinprovinz, fand am 14. Oktober 1906 eine erhebende Feierlichkeit statt: Der seitherige Novizenmeister und Oekonom im Missionshause Knechtsteden, Pater Franziskus Xaverius Vogt, empfing von Kardinal Erzbischof Fischer-Köln die Bischofsweihe, nachdem er am 25. Juli desselben Jahres von Papst Pius X. zum Apostolischen Vikar von Deutsch-Ostafrika ernannt worden war. Ein Dekret der Propaganda hatte den deutschen Anteil des apostolischen Vikariates Nord-Sansibar vom britischen Nordteil abgetrennt und unter dem Namen Deutsch-Ostafrika zum selbständigen apostolischen Vikariat erhoben. Apostolischer Vikar von Süd-Sansibar ist Pater Thomas Spreiter, der ebenfalls erst im Jahre 1906 die bischöfliche Weihe empfing.

Der neuernannte Missionsbischof steht im kräftigsten Mannesalter. Er wurde am 3. Dezember 1870 in Marlenheim im Elsaß geboren, beendigte seine Studien in Straßburg und trat nach erhaltener Priesterweihe in die Kongregation der Väter vom Heiligen Geiste ein. Seit 1901 wirkte er als erster Assistent des Provinzials Pater Acker sowie als Novizenmeister und Oekonom der ausgedehnten Klosterniederlassung in der herrlichen Knechtstedener Abtei, welche friedliche Stätte er nun mit dem schwarzen Erdteil vertauscht, wo allzu häufig schwere Mühseligkeiten und Leiden aller Art den opfermutigen Glaubensboten begleiten und nicht selten sein Leben bedroht wird. Aber ein gottbegeisterter und für das ewige Wohl seiner Mitmenschen, die noch in der Finsternis des Heidentumes schmachten, besorgter Missionär scheut keinerlei Gefahren, wenn es gilt, jenen armen Völkerstämmen das Licht des Glaubens zu bringen, und sie mit den ewigen Heilswahrheiten bekannt zu machen.



Bischof Mgr. Pater Franz Xaver Vogt,
Apostolischer Vikar von Deutsch-Ostafrika.

Das segensreiche Wirken der katholischen Missionen erfreut sich allgemeiner Anerkennung, die ihnen auch von Andersgläubigen nicht vorenthalten wird. Zum Beweise dessen führen wir hier nur eine Stelle aus einem Schreiben des preußischen Generalleutnants von Trotha an, welches er am 6. Februar 1906 an den Provinzial der Oblaten des heiligen Franz von Sales gerichtet. Der General war an drei verschiedenen Stellen in den überseeischen Gebieten tätig gewesen und hat unzweifelhaft in voller Unbefangenheit das Wirken der Missionäre beurteilt. Er schreibt unter anderen anerkennenden Aeußerungen folgendes: „Ueberall auf der Erde, wo ich katholische Missionen in Tätigkeit gesehen habe, in Ostafrika, in China und nun im West, überall dasselbe Bild tatkräftiger Arbeit, hinreißender Pflichttreue, immer mit der Devise ora et labora (bete und arbeite) und überall mit sichtlichem Erfolg. Ich beglückwünsche die katholische Kirche zu diesen Erfolgen und erbitte Gottes reichsten Segen für ihre Arbeit."

Die Weihe des neuen Bischofs, dessen Ernennung durch päpstliches Breve vom 25. Juli d. J. erfolgte unter Verleihung des Titels eines Bischofs von Celenderis, war die zweite, welche in Knechtsteden stattfand. Die erste war diejenige des Bischofs Emil Allgeyer im April 1897 durch den damaligen Weihbischof Dr. Fischer, der nun hier als Erzbischof und Kardinal die zweite Bischofsweihe vornahm. Außer diesem Kirchenfürsten waren die Bischöfe Fritzen (Straßburg), Allgeyer (Sansibar), Adam (Gabun) und andere hervorragende geistliche und weltliche Würdenträger zugegen. Der bekannte elsässische Reichstagsabgeordnete Ehrendomherr Pfarrer Delsor hielt die Festpredigt. Ueber dem Altare, an welchem der neue Bischof die heilige Messe feierte, prangte sein Wappenschild, ein goldenes Band auf blauem Felde, das unten das Zeichen seines Heimatsortes Marlenheim, die Lilie, zeigt,

während oben der Morgenstern und die Abzeichen der Kongregation der Väter vom Heiligen Geist, die Taube und das schwertdurchbohrte Herz, sich abheben. Der Spruch, der sein Wappen ziert und der den frommen Sinn des Bischofs kennzeichnet, lautet: Soli Deo honor (Gott allein die Ehre).

Nach Beendigung der feierlichen Bischofsweihe fand die Beglückwünschung statt, bei welcher der Vorstand des Missionsvereins dem neuen Bischof ein prächtiges Brustkreuz zum Geschenk machte. Bei dem späteren Festmahl gedachte Kardinal Fischer in warmen Worten des Heiligen Vaters, des Bischofs der Bischöfe, dessen Sprengel der Erdkreis sei, sowie des deutschen Kaisers, Wilhelms II., des Förderers und Schützers der deutschen Missionstätigkeit. Zum Schlusse dankte Bischof Vogt für die empfangenen Wohltaten und versicherte, daß sein Wahlspruch stets bleiben werde: Soli Deo gloria (Gott allein sei Preis).

Bischof Vogt reiste nach erhaltener Weihe in Begleitung des Provinzials der Väter vom Heiligen Geiste, Pater Acker, zunächst nach Berlin, wurde dort vom deutschen Reichskanzler und am folgenden Tage, in Gegenwart des Kolonialdirektors Dernburg auch vom deutschen Kaiser empfangen, der den neuen Bischof seines Wohlwollens für die Missionen in den deutschen Kolonien versicherte. Der Wirkungskreis des Missionsbischofs, welcher seinen Sitz in Bagamoyo nehmen wird, umfaßt 17 Hauptstationen mit 137 christlichen Dörfern und 15 000 Katholiken. In 69 Schulen werden 8500 Schüler unterrichtet. Bagamoyo, ein bedeutender Handelsplatz der ostafrikanischen Küste, zählt etwa 12 000 Einwohner, worunter nur wenige Europäer. In der Nähe befindet sich die Haupt- und Mutterstation der Väter vom hl. Geist mit großen Werkstätten, Mustergarten und Spitälern für Eingeborene und Aussätzige.

Möge der Segen Gottes auf der Tätigkeit des zu dem schweren Amte eines Missionsbischofs berufenen Ordensmannes ruhen und zahlreiche Seelen aus dem Heidentum dem Christentume zugeführt werden!

Die Glückliche.

Roman aus dem alten Rom von A. Heerdorf.

(Nachdruck verboten.)

Etwas abseits vom Straßengetriebe des alten Roms lag inmitten eines Gartens eine aus weißem Marmor gebaute Villa.

Die dunklen Bäume wehrten die brennenden Sonnenstrahlen, die einen Spaziergang auf schattenlosen Wegen zur Qual machten, ab, und zwei hoch aufsprudelnde Springbrunnen gaben der Luft eine angenehme Kühle. So kam es, daß auf der Veranda, die zum Garten führte, der Besitzer der Villa, der Senator Cyrillus, mit seiner Tochter Felicitas und deren Verlobten in lebhafter Unterhaltung saß.

Wer am anderen Ende des Gartens gestanden hätte, würde trotz der Entfernung deutlich jedes Wort des Gespräches verstanden haben, so lebhaft klangen die Stimmen der Sprechenden durch die stille Luft. — Das Thema, über welches sie sich unterhielten, wurde in Rom und in den römischen Provinzen jetzt häufig besprochen.

Denn wieder, wie unter früheren Kaisern schon oft, stand eine Christenverfolgung in Aussicht. Die Gegner des Christentums hatten im Volke allerlei falsche Gerüchte, Mißdeutungen christlicher Gebräuche und Grundsätze, besonders über das Wesen der Nächstenliebe, verbreitet, die überall eine erbitterte Stimmung gegen die wehrlosen kleinen Gemeinden hervorrief.

Auch der Senator Cyrill und Aurelius, der Verlobte der lieblichen Felicitas, die das einzige Kind des Senators und, trotz seines hohen Ranges und seines Reichtums, sein größter Schatz war, äußerten sich als leidenschaftliche Christenfeinde . . Aurelius stand in besonderer Gnade bei dem Kaiser, dessen Namen er trug, und so wußte er auch heute wieder über die Christenfrage, die hin und her schwankte, zu berichten.

„Noch immer ist alles unentschieden," bemerkte er, „denn der Kaiser ist viel zu mild, um endlich zu strengen Maßregeln gegen die Christen zu greifen."

„Milde am unrechten Platz ist ein Unrecht," grollte der Senator ingrimmig." „Die Götter mögen diejenigen strafen, die den christlichen Glauben so sehr verbreitet haben. — Freilich, sie äußerten ja schon ihren Zorn in der Zerstörung der herrlichen Städte Pompeji, Herkulanum und Stabiä, aber niemand hat diese Winke, so deutlich sie auch waren, beachtet. Ich bin der Meinung, daß der Kaiser sich mit strengen Maßregeln gegen die Christen beeilen sollte, sonst ist bald das ganze Volk Roms christlich, und im Falle eines Krieges hat der Kaiser keine Hilfe — oder sie unterfangen sich gar, ihren eigenen König einzusetzen. — Das sollten sie aber nur einmal versuchen — es würde ihnen schlecht bekommen!" — —

In den Worten des Senators spiegelte sich die allgemeine falsche Auslegung der christlichen Sprüche, die uns befehlen, unsere Nächsten wie uns selbst zu lieben, und uns die Ankunft unseres Königs verkündigen. Auch Aurelius legte sie auf dieselbe Weise aus, und lebhaft fuhr er fort:

„Nur selten verläßt den Kaiser seine Güte, er ist so langmütig wie ein Gott. Immer wieder drängen sich christliche Bischöfe an ihn heran und reden ihm vor, sie wären nicht die, als welche man sie doch kennt, und immer wieder, in unbegreiflicher, und — ich muß es sagen, auch unverzeihlicher Milde, übt der Kaiser Gnade."

„Ja, es ist wahr," rief der Senator hitzig, „des Kaisers Güte ist unverzeihlich, denn dadurch begünstigt er im eigenen Reiche Verbrechen."

„Verbrechen?" wiederholte Felicitas, die bisher eine schweigende Zuhörerin gewesen war, erstaunt.

„Gewiß, mein Kind," wiederholte der Senator. „Diese Christen sind nicht nur äußerst sittenlos . . . in ihren Versammlungen küssen sich fremde Männer und Frauen — — sondern sie sind auch Mörder!" Und dann erzählte er seiner Tochter, die Christen hätten den sonderbaren Wahn, daß unschuldig vergossenes Blut sie von ihren Sünden reinigen könne, und so schlachteten sie in ihren Versammlungen heimlich Menschen, Kinder zumeist, und tränken ihr Blut."

„Das ist ja kaum möglich!" rief Felicitas erbleichend.

„Ja, es klingt unglaublich", entgegnete der Senator, „und doch ist es wahr! Ist denn nun für solche Mörder irgend eine Strafe überhaupt gering genug?"

„Aber geben sie denn all' diese Verbrechen zu?" fragte Felicitas.

Aurelius lachte. „Du bist ja wie der Kaiser, Felicitas! Er zweifelt noch immer an der Schuld der Christen, — — trotzdem sie sogar selbst es zugeben, daß das Blut eines unschuldig getöteten Menschen sie von ihren Sünden erlöste."

„Aber sie geben nicht zu, daß sie Mörder sind?" fragte das junge Mädchen.

„Natürlich tun sie das nicht!" meinte der Senator, denn sobald sie das geständen, würden sie auch als Mörder gebührend bestraft. — Aber daß sie Sünder sind, das geben alle Christen einstimmig zu . . . sie behaupten aber wieder, alle Menschen wären Sünder."

Und Aurelius fügte hinzu, daß die Christen, weil sie alle schlechten Taten, die man ihnen nachsagt, leugneten, in seinen Augen noch verächtlicher wären, denn wenn man etwas Schlimmes beginge, müßte man wenigstens noch den Mut haben, es einzugestehen . . dann wäre es beinah' nichts Schlimmes mehr.

Felicitas schwieg und blickte vor sich nieder. Es tat ihr weh, daß es so schlechte Menschen gab! — Das Auge des Senators aber ruhte mit Freuden auf seinem Kinde: das scheinbar Unmögliche, seine Tochter inmitten einer Welt der Leichtfertigkeit und Sittenlosigkeit rein und edel zu erziehen wie eine Blume, war ihm gelungen.

„Und wahrlich!" sagte er aus seinem Zorn gegen die Christen heraus noch einmal, „selbst wenn du, Felicitas, mein einziges Kind, Christin würdest, ich zögerte keinen Augenblick, dich, wenn den Christen erst Strafe droht, den Richtern zu übergeben . . —"

Felicitas öffnete den Mund, als ob sie etwas erwidern wolle . . vielleicht eine Beruhigung, daß bei ihr nie dergleichen eintreten könne . . aber sie blieb still. Der Senator zog sich jetzt in seine Gemächer zurück und Aurelius trat mit seiner Braut hinaus in den schönen, schattigen Garten.

Felicitas — — — „die Glückliche" bedeutete ihr Name wörtlich, ging noch immer schweigsam neben ihm. Er fragte sie beunruhigt, ob sie sich nicht wohl fühle, oder ob er etwa an ihrer Schweigsamkeit schuld sei, und atmete auf, als sie es lächelnd verneinte. Dann aber sah sie ihn traurig an und sagte, der Zorn ihres Vaters wider die Christen habe ihr Herz so schwer gemacht.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das junge Mädchen kannte die Welt noch so wenig, daß sie ihn fragte, ob er denn wirklich an diese Verbrechen glaube . . es sei doch eigentlich unmöglich, daß jemand es fertig bekommen könne, dergleichen zu begehen.

Die Beschuldigung der Ermordung Unschuldiger hielt Aurelius wohl für hinfällig und gab zu, daß er selbst nicht so recht daran glaube. — Sie atmete erleichtert auf, wie ein Kind in unseren Tagen, dem man versichert, daß, allen Zweifeln zuwider, schöne Engel uns bei Tag und Nacht beschirmen. — Aber sie wurde wieder traurig, als Aurelius hinzufügte, das andere, was man den Christen zum Vorwurf machte, würde wohl wahr sein! — Wie schon vorhin, so fragte sie jetzt noch einmal eindringlich: „Aber wenn die Christen das Gegenteil versichern, warum glaubst du ihnen nicht so lange, bis du sichere Beweise hast, daß sie schuldig sind?"

Der junge Mann sah sie erstaunt an, denn er verstand es nicht, wie sie sich über das Schicksal, Wohl und Wehe von Leuten, die ihr so gänzlich fern standen, aufzuregen vermochte. Jedoch hatte die Erregung des Mitleids ihre Wangen leicht gerötet und ihren Augen einen seltsam schönen Glanz verliehen, sie sah so lieblich aus, daß er sie küssen mußte und sich innerlich wieder glücklich nannte, daß ihm, gerade ihm die Götter . . . wenn es solche gab . . dies süße und reine Mädchen vergönnt hätten. —

„Nein, nein", sagte er fröhlich. „Rege dein Gemüt nicht wegen dieser Christen auf! Du bist zwar sehr schön, wenn du weinst, aber deine Name bedeutet die Glückliche, und glücklich sollst du auch immer sein, soweit es nur in meiner Macht steht. „Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied", sagt Sallust: Laß mich auch deines Glückes Schmied sein, Felicitas! Für dich und dein Glück zu kämpfen, würde mich zum Gott erheben!"

Sie ergriff seine Hand und blickte ihm in die leuchtenden Augen: „O du Törichter!" sagte sie mit sanfter Neckerei; „so leicht wird man nicht zum Gotte." Doch Aurelius lachte leichtsinnig. „Wer weiß es!" rief er. „Sorge nur darum nicht. Ich will schon wie ein Gott werden, wenn nur du bei mir bist." Sie lehnte das lockige Köpfchen an seine Brust. „Wir sollten uns nicht allzusehr überheben," sagte sie sanft. Doch er entgegnete, es schiene ihm nichts auf der ganzen Welt törichter, als selbstquälerische Verzweiflung. „Und man darf ja auch nicht zu viel von uns verlangen," fügte er hinzu. „Wir alle, alle sind ja Menschen! Doch — — du, Felicitas, bist freilich so, daß man dich getrost Göttin nennen dürfte!" Sie wollte ihm widersprechen, aber er duldete es nicht. Und von seinem Standpunkte aus hatte er nicht unrecht, denn in ihrer Gegenwart fühlte er sich glücklich, stark und gut wie ein Gott, es war, als ob ihre Nähe ihn besser mache!

„Göttliche Felicitas!" sagte er noch einmal. Da schalt sie ihn freundlich. „Ich bin nicht göttlich, Aurelius, nein, in keiner Beziehung! Sieh, unsere Götter können ganz unberührt auf das menschliche Treiben niederblicken, aber mir tut es immer so weh, wenn ich höre, wie schlecht so viele Menschen sind und viele andere wieder so elend, daß ich mich meines eigenen Glückes gar nicht recht freuen kann." Aurelius begriff das nicht, er schüttelte den Kopf und lachte. „So sehr ich dich auch liebe, Felicitas —" sagte er. „Das kann ich nicht begreifen! Warum mußt du dir denn durchaus selber Sorgen machen, da das Schicksal so gnädig war, dich davor zu bewahren? Und was gehen dich die anderen an, die wohl meist durch eigene Schuld schlecht oder unglücklich wurden?! Denke doch an die Worte des großen Dichters Terenz: „Jeder ist sich selbst der Nächste," und glaube mir, dann nur noch den Menschen, die er liebt. Wenn dich je eigenes Leid ergreifen sollte — aber, beim Zeus, ich will es von dir abwenden — dann trauere, oder wenn dein Vater stirbt oder ich — — welch' süßer Gedanke, von dir beweint zu werden, Felicitas! Aber warum sollst du dich um andere, fremde Menschen grämen, die du kaum kennst! — — Was hat das wohl für einen Zweck!"

Als er zu sprechen begann, hatte Felicitas ihn angesehen mit einem Ausdruck, als suche sie bei ihm Befriedigung gegen Kämpfe, die ganz verborgen in ihrer Seele vorgehen mochten. Aber bald wandte sie den Kopf wieder ab und blickte traurig sinnend in das dunkle Laub. Auch er . . dem ihr ganzes Herz gehörte, konnte ihr das eine nicht geben, dessen sie bedurfte.

„Aber wenn man sich mehr um andere Menschen bekümmerte," sagte sie, als er zu Ende war, „dann gäbe es wohl weniger Tränen."

„Gibt es denn viel Tränen?" fragte er scherzend. „Woher willst du denn das wissen, du Knospe, die du doch die Welt so wenig kennst — den Göttern sei Dank."

Sie erwiderte nichts; seine Worte hatten ihr weh getan. Doch er fuhr lebhaft fort: „Was du von der Liebe zu allen Menschen sagst, ist ja recht schön, aber nur für die Theorie — glaube mir, immer würden schlechte Elemente die Menschenfreundlichkeit für sich ausbeuten."

„Aber oft, sehr oft, würde es doch auch in unserer Macht stehen, anderen aus großer Not zu helfen," entgegnete sie. „Und wenn wir es alle immer täten, gäbe es bald gar keine Not mehr."

Er lachte. „Das klingt schön, aber es sind auch nur schöne Worte, Felicitas! Und was alles unter dem Mantel schöner Worte geschehen kann, siehst du an den Christen. — Du solltest nur einmal hören, welch' schöne Grundsätze sie sich zulegen."

„Und vielleicht befolgen sie dieselben doch wirklich", sagte Felicitas, die in alle Menschen Gutes zu legen suchte. „Du sagtest selbst vorhin, daß niemand ihnen etwas Schlimmes wirklich beweisen könnte."

Er aber versicherte ihr, daß gerade das Schlimmste an Verbrechern die geschickte Heimlichkeit sei, mit der sie alles betrieben. Dann fügte er noch sehr lebhaft hinzu: „Uebrigens wird der Kaiser die christlichen Versammlungen wohl demnächst verbieten. — Soweit haben wir ihn doch schon bekommen."

„Ueberredest auch du ihn zu strengeren Maßregeln, Aurelius?" fragte Felicitas.

„Ja, gewiß!" entgegnete er. „. . . Du scheinst es für ein Unrecht zu halten, Felicitas, aber ich bin stolz darauf. Und ich wünschte nur, daß wir den Kaiser bald dazu veranlassen könnten, strenge Mittel zu ergreifen, um diese Menschen, die sich — welcher Hohn — Brüder und Schwestern nennen, zu vernichten."

„Und welches würden diese Mittel sein?" fragte Felicitas traurig.

„Folter zum Widerrufen . . tun sie's nicht, der Tod."

„O mein Aurelius!" rief Felicitas. „Berede doch den Kaiser nicht zu dergleichen. — Jedes einzelne dieser verlorenen Leben fällt auf dich!"

„Verbrecherleben nehme ich gerne auf mich!" meinte der junge Mann gleichmütig. „Alle diese Christen auszurotten, . . das ist ein gutes Werk an der ganzen Menschheit, also tue ich viele gute Werke."

„Du urteilst so hart, ohne die Dinge richtig zu kennen . . .!" sagte Felicitas.

„Denke das nicht, Felicitas. Ich kann nur all' das Schlimme vor deinen Ohren nicht wiederholen!"

Sie errötete. Aber mit dem Mute des Mitleids fuhr sie trotzdem fort. „Ach, Aurelius, all' dies Schlimme wurde doch nur von erbitterten Feinden der Christen verbreitet. . . Kann man auf solche Anklagen so viel geben, um gleich gänzlich zu verdammen —?"

„Meine Felicitas!" sagte Aurelius, „ich liebe dich über alle Maßen; aber für manche Sachen taugst du doch nicht. Wenn du mit dem Wolfe sprichst, ohne ihn zu kennen, wird er dir etwa sagen, daß er dich zerreißen will? — Nein, im Gegenteil! Aber von hinten wird er über dich herfallen, und dann ist es zu spät, daß du dich vor ihm rettest!"

„Aurelius, schließlich kannst du aber auch so von jedem Menschen sagen, wer es auch sei!" entgegnete Felicitas, „wenn du ihn nur nach seinem Leumund beurteilst. Ich würde aber überhaupt nicht beurteilen, was ich nicht selbst kenne."

Er lachte und küßte sie und erklärte nochmals unter Lachen und Scherzen, davon verstände sie nichts. Dann mußte er, so schwer es ihm wurde, sich von ihr trennen, denn er mußte seinen Dienst am kaiserlichen Hofe ausfüllen.

Sie blickte seiner edlen Gestalt noch lange nach; am Ende des Gartens wandte er sich noch einmal um und grüßte sie.

Felicitas seufzte tief auf, als er gegangen war . . . Sie wäre nicht imstande gewesen, in Worten auszudrücken, wie sehr sie ihn liebte . . . Und doch fehlte ihr etwas an ihm.

Es gab in ihrer Seele so viele schwere Fragen, die sie beantwortet haben, sie fühlte eine so große Sehnsucht, die sie stillen wollte . . wohl schien ja Aurelius wie die Erfüllung all' ihrer schönsten Träume . . aber trotzdem, diese eine Seite ihres Inneren, die Suchende, die doch nichts fand, als Finsternis und so gerne an das Licht gekommen wäre . . die verstand Aurelius nicht. Und wenn sie je, wie vorhin, davon zu sprechen begann, dann gab er ihr Antworten, die ihr weh taten.

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die heiligen drei Könige.

(Nachdruck verboten.)

Es leuchtet der Stern so blendend und rein,
Umkost von des Mondes silbernem Schein;
Den heil'gen drei Königen strahlt seine Pracht,
Seines himmlischen Zaubers wonnige Macht.

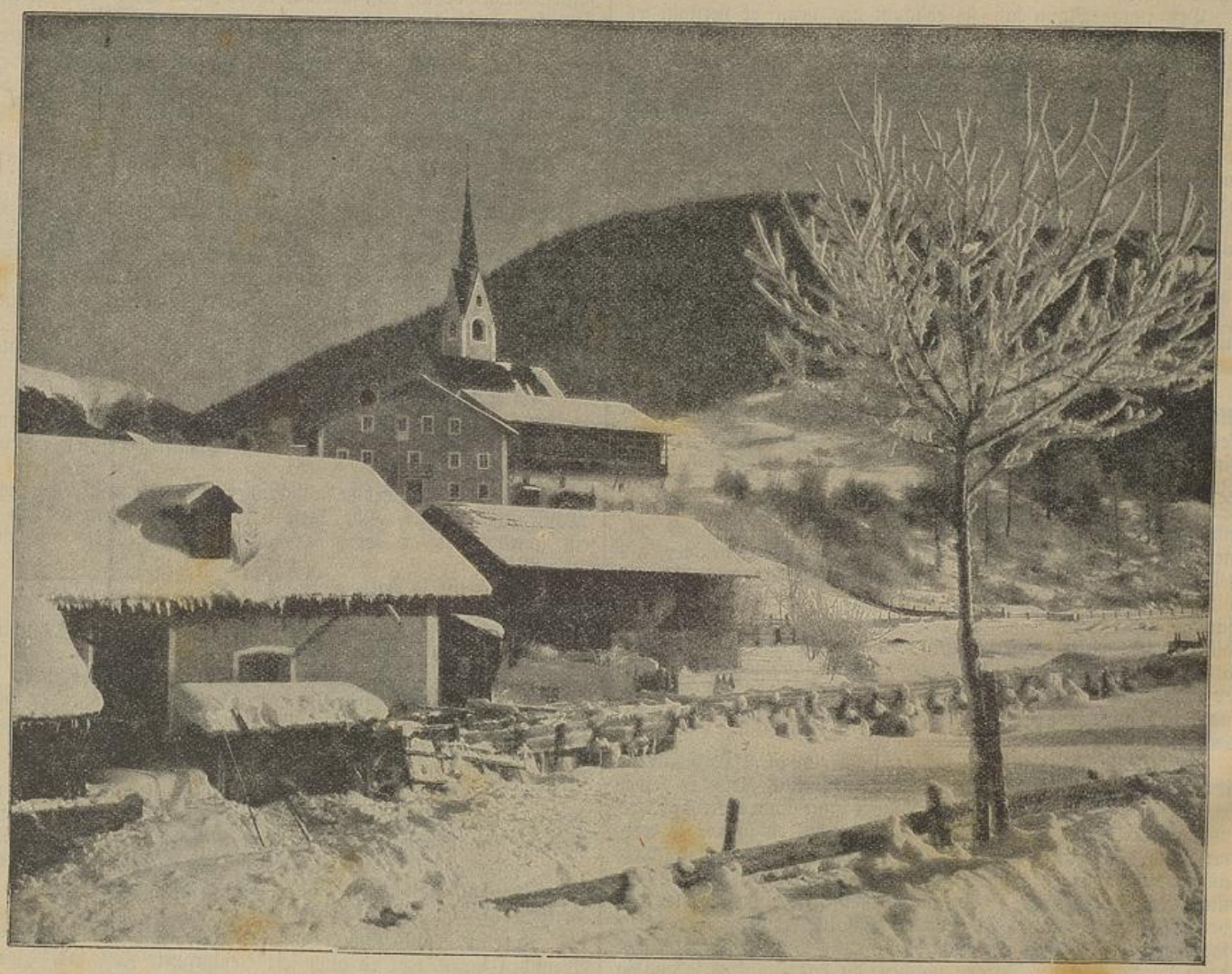
Es reichen die Weisen sich wortlos die Hand
Und folgen dem Stern in das heilige Land.
Sie eilen ihm nach mit gläubigem Blick,
Es beben die Herzen vor seligem Glück.

Sie finden im Stalle die himmlische Maid
An der Krippe knieend im dürftigen Kleid,
Sie wenden dem lieblichen Knäblein sich zu:
Mein Liebling, mein König, mein Alles bist Du.

Es legen die Weisen dem Kindlein so hold,
Vor der Krippe nieder das funkelnde Gold,
Sie nehmen die Ringe nun ab von der Hand,
Als der Liebe und Treue kostbares Pfand.

Wir grüßen Dich, herrlicher König der Welt,
Du himmlischer Priester, Du glorreicher Held,
Wir bleiben Dir treu bis das Auge bricht
Und Deine Hand uns führt in das goldene Licht.

Karlsruhe. Luise Gruhn.



Winter in Welsberg im Pustertal (Tirol).

Der deutsche Physiker Ernst Flor. Friedrich Chladni führt dem Kaiser Napoleon I. die Klangfiguren vor.

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Eine der merkwürdigsten physikalischen Errungenschaften der neueren Zeit besteht darin, die Töne sichtbar darzustellen in einer Weise, daß man mit dem Auge verschiedene Töne von einander zu unterscheiden vermag. Ein Ton ist bekanntlich nichts anderes als ein Schwingen des tönenden Körpers; je nach der Anzahl der Schwingungen, die der tönende Körper in der Sekunde vollführt, ist der Ton hoch oder tief. Der tiefste für das normale Ohr noch hörbare Ton macht 26 Schwingungen in der Sekunde, der höchste Ton etwa 40 000 Schwingungen in derselben Zeit. Durch geeignete physikalische Instrumente ist man leicht in der Lage, diese Schwingungen eines tönenden Körpers sichtbar zu machen.

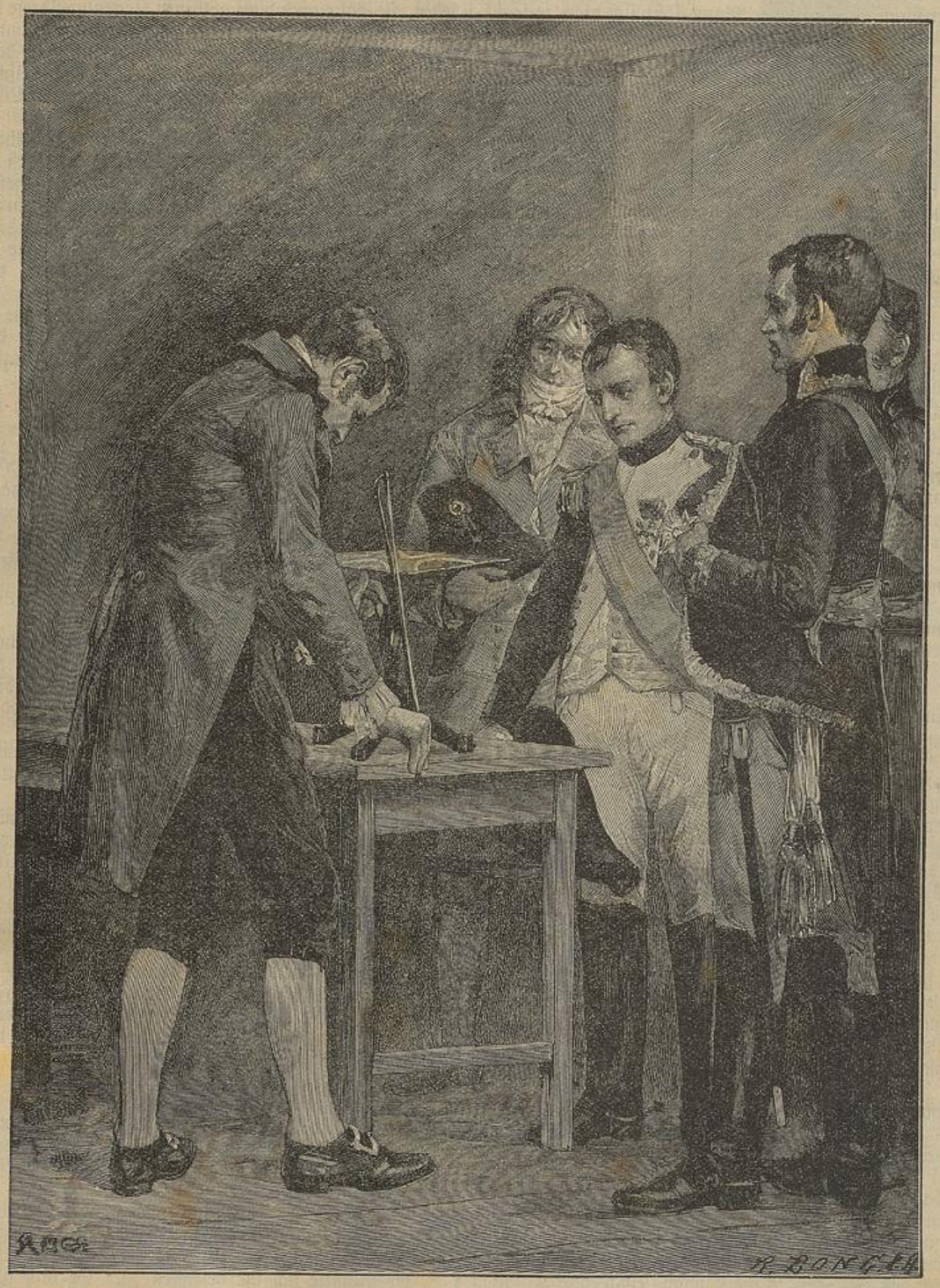
Ganz besonders gut ist dies dem deutschen Physiker Ernst Flor. Friedrich Chladni gelungen. Er machte im Jahre 1787 die Entdeckung, daß sehr gleichmäßig gearbeitete, eckige oder runde Metallplatten, die entsprechend befestigt sind, ganz verschiedene Töne geben, wenn sie mit einem Geigenbogen am Rande kräftig gestrichen werden. „Ein und dieselbe Platte" — so sagt Chladni — „gab ganz verschiedene Töne, je nachdem, ob ich sie hier oder dort mit den Fingern unterstützend berührte." Chladni war sich bald darüber klar, daß die Platte, je nachdem, wo er sie berührte, gezwungen war, anders zu schwingen; er kam auf den Gedanken, daß man diese Schwingungen der Platte eventuell dadurch sichtbar machen könne, daß man sie mit feinem Sande bestreue. Der berühmte Physiker führte diesen Versuch aus, und groß war sein Erstaunen, als mit dem Erklingen des Tones zugleich auch der Sand auf der Platte sich plötzlich zu einer durchaus symmetrischen Figur, einer Kreuzrosette, gruppierte. Berührte er die Platte an einer anderen Stelle, so entstand ein anderer Ton, gleichzeitig aber auch eine andere Figur, ein Stern, ein Vieleck usw. Offenbar wird der Sand von den Teilen der Platte, die in Schwingungen geraten, fortgeschleudert. Er lagert sich dort ab, wo die Platte nicht schwingt, an den sogenannten Knotenpunkten.

Da nun die Sandfiguren — oder wie man sie nach ihrem Entdecker nennt: ‚Chladnischen Klangfiguren' — so außerordentlich

regelmäßig sind, sieht man leicht ein, daß die Platten durchaus gesetzmäßig schwingen. Chladnis Entdeckung machte damals so großes Aufsehen, daß selbst Napoleon trotz seiner Welteroberungspläne Zeit fand, den genialen Physiker in den Tuilerien zu empfangen, um sich die Klangfiguren vorführen zu lassen. Ueberrascht rief der Kaiser beim Anblick der seltsamen Erscheinung aus: „Unglaublich, dieser Chladni läßt uns die Töne sehen!"

Auch auf astronomischem Gebiet hat sich Chladnis Forschertalent erfolgreich betätigt. Er erbrachte den Nachweis, daß die Meteorsteine aus dem Weltenraume zur Erde niederfallen, was zu seiner Zeit auch in Gelehrtenkreisen noch für ein Ding der Unmöglichkeit gehalten wurde, heute aber als wissenschaftlich begründete Tatsache längst allgemein anerkannt ist.

Chladni, dessen Geburtstag am 30. Nov. 1906 zum 150. male wiedergekehrt, war am 30. November 1756 zu Wittenberg (preuß. Provinz Sachsen) als Sohn eines Juristen geboren und studierte dem Wunsche der Eltern gemäß in Wittenberg und Leipzig die Rechte; 1780 erwarb er sich den juristischen Doktorgrad. Seine Neigung zog ihn jedoch zur Naturwissenschaft, und nach dem Tode seines Vaters widmete er sich ganz dem Studium der Physik. Sein Lieblingsgebiet war die Erforschung der Gesetze der Akustik und die Theorie der musikalischen Instrumente, auf welchem Gebiete er es, wie wir oben gesehen, zu bahnbrechenden Erfolgen brachte. Er konnte indessen nirgends eine feste Anstellung finden, mußte sich vielmehr zeitlebens recht kümmerlich durchschlagen und führte, von Ort zu Ort ziehend und Vorträge haltend, ein unstetes Wanderleben. Chladni, der unvermählt geblieben war, starb zu Breslau am 3. April 1827.



Der deutsche Physiker Chladni führt dem Kaiser Napoleon I. die Klangfiguren vor.
Nach dem Gemälde von K. Storch.

Lise Fischer.

Eine Neujahrsgeschichte von A. Süren.

(Nachdruck verboten.)

„Wollen Sie schon gehen, Wanitz?" fragten die Tischgenossen.

„Ich bin müde," erwiderte Hugo Wanitz und trotz aller Gegenreden nahm er Abschied und ging.

War er wirklich müde? Er horchte auf den Klang der Sylvesterglocken — Mitternachtsmesse im Dom —. Wie lange war er nicht mehr in der Kirche gewesen? Er rechnete nach: dreißig Jahre mocht' es her sein, ja, heute dreißig Jahre, an dem Tage war er mit Lise Fischer zur Sylvesterfeier im Dom gewesen. Seither —

Seither hatte er den Jahresschluß mit lustigen Freunden gefeiert, sämtlich unverheiratet, die behaupteten, sich ihrer Freiheit zu freuen. Hugo Wanitz behauptete es auch.

Damals, als er mit Lise Fischer zur Kirche ging, hatte er andere Hoffnungen für sein kommendes Leben gehegt. Er hatte Lise Fischer lieb; seine Freunde zwar hänselten ihn darum und nannten ihn unklug, sich in der Jugend an so ein armes Mädel zu binden. Aber was wußten seine Freunde von Lise Fischer? In der Sylvesternacht vor dreißig Jahren hatte er sich nach dem Gottesdienst von ihr und ihren Eltern verabschiedet.

„Auf morgen!" hatte er ihr beim Abschied zugeflüstert, und es klang wie ein verhaltener Jubel aus seinen Worten.

Er hat Lise Fischer seither nicht wiedergesehen.

Auf dem Nachhausewege hatte er damals seine Freunde getroffen, sie überredeten ihn, mitzukommen und den Jahresanfang auf ihre Art mitzufeiern, bei Lachen und Scherzen, beim Glase Punsch, in den Gaststuben, wo es laut und ungezwungen zugeht;

sie frugen ihn, ob er sich morgen mit Lise Fischer verloben werde? In der Weinstimmung hat er seine Liebe abgeleugnet und Glas auf Glas getrunken.

Als er am andern Tage in den Spiegel sah, schämte er sich. Er erinnerte sich dunkel des Besuches, den er Lise Fischer zugesagt hatte, aber er erinnerte sich auch der Neckereien seiner Freunde — er schwankte. Endlich ermannte er sich: eine Flasche kalten Wassers und ein Gang in der frischen Morgenluft werden ihn wieder erfrischen — ein junger Mann läßt sich nicht so leicht von einigen Glas Wein besiegen.

Schon waren die treuen Freunde bei der Hand, sie waren längst da, aber die Wirtin hatte sie abgewiesen, weil der junge Herr schlafe.

Nun war er wach, vollständig wach, daß er endlich fand, er könnte heute noch einige Glas Wein vertragen, ohne zu schwanken.

Die Freunde frohlockten: „Du schreibst an Herrn Fischer, hörst Du, an ihn — nicht an Lise, sonst bildet sie sich Torheiten ein, daß Du heute krank bist, dann weiß er Bescheid. Wenn Du durchaus willst, so kannst Du das Mädel immer noch heiraten, so ein armes Ding muß Geduld haben."

Hugo Wanitz hatte, noch halb im Rausch, den Brief geschrieben und fortgeschickt und war mit den lustigen Freunden gegangen.

Sie saßen in der Gaststube, er traute seinen Augen nicht, die alten Fischers kamen mit einigen Freunden.

Hugo Wanitz war sofort entnüchtert, er suchte sich bei Herrn Fischer zu entschuldigen, es bedurfte keiner Entschuldigung.

Der alte Herr wies ihn ziemlich schroff zurück, er dachte in dem Augenblick an Lise, sein Kind, das zu Hause geblieben war, weil es trotz des Briefes, doch heimlich auf den Besuch des Freundes hoffte.

Hugo Wanitz hat seither den Jahresschluß stets mit den Freunden zusammengefeiert.

Warum erschien ihm heute die Feier so öde?

Wurde er alt?

Warum dachte er unaufhörlich an Lise Fischer?

Sie hatte sich damals schnell genug getröstet, der reiche Kaufmann aus dem Nachbarhause bewarb sich um sie, nun — er war ein angesehener Mann, Lise Fischer wurde Frau Gerold.

An ihrem Hochzeitstage schloß sich Hugo Wanitz in sein Zimmer ein. Wie eine harte Stimme klang es ihm ins Ohr: „Ist das Deine Schuld?"

Die Freunde verlachten ihn: „Sie hat den reichen Mann, sei versichert, sie sehnt sich nicht nach Dir zurück," und mit der Zeit hat Hugo Wanitz über seinem lustigen Leben die Jugendliebe fast vergessen.

Warum quält sie ihn heute wie eine alte Schuld?

Den ganzen Tag schon. Mahnt ihn das kommende Alter, das Gefühl der Vereinsamung und der immer wiederkehrende Vorwurf: „Wem hast Du mit Deinem Leben gedient?"

Von Frau Gerold hat er seit Jahren nichts gehört — ob sie noch leben mag?

Wie hell die Glocken klingen! Das kommt wohl von der Kälte, es ist so eine wunderstille, klare Luft.

Die letzten Orgeltöne mischten sich darein.

„Ich bin müde," dachte Hugo Wanitz, „ich werde einen Augenblick hineingehen."

Nach dreißig Jahren zum erstenmal wieder in ein Gotteshaus — zur Mitternachtsmesse in den Dom.

Der Priester erteilte den Segen.

Hugo Wanitz senkte den Kopf, wie aus einer andern Welt schlugen die Segensworte an sein Ohr.

Amen!

Alles strömte dem Ausgange zu. Hugo Wanitz wagte noch nicht, den Kopf zu heben, das helle Licht blendete ihn. Am Eingang staute sich die Menge, ein Flüstern, ein Raunen —

„Was gibt es? Ein Kindlein liegt auf der Kirchenschwelle, es ist zu Füßen des Gottesbildes am Eingang eingeschlafen. Was ist mit dem Kindlein? Wem gehört es, wo soll es hin?

Keiner kennt's.

Es ist ein Kind der Armut, trägt ein dürftig Röcklein und die Hungertränen schimmern noch auf den bleichen Wangen.

Ein einsam Kindlein! Es wollte wohl beten um Brot.

Wie ein graues Gespenst erhebt sich die Einsamkeit vor Hugo Wanitz, er streckt unwillkürlich die Arme nach dem Kindlein aus, sie geben's ihm, er nimmt es mit sich.

Vor seinem Hause steht er einen Augenblick zögernd still, was wird seine Wirtin zu dem Neujahrskindlein sagen?

Die letzten Glockentöne verhallen.

Die Wirtin war gar nicht so schlimm; sie nahm sich mitleidig des frierenden, hungernden Würmchens an. Sie war auch aus der Kirche gekommen und wie sollte einer hartherzig sein, der aus der Kirche kommt? Sie brachte warme Milch und Hugo Wanitz fütterte das Kleine, Hugo Wanitz, der alte Junggeselle, und es ging ganz gut — wenigstens kam es ihm so vor.

Das Mädelchen streichelte seine Hand und er neigte sich zu ihm: „Wie heißt Du denn, Kindchen?" fragte er zärtlich.

Kindchen sah ihn mit seinen großen, blauen Augen an: „Lise."

Er fuhr zurück: Lise! So hatte seine Lise als Kind ausgesehen, sie hatte auch diese goldenen Locken und diese blauen Augen, diese weichen Händchen und diese bittende Stimme — und er hatte heute, von morgens an, an seine Lise von damals gedacht.

Er neigte sich näher zu dem Kinde: „Wie heißt Du weiter?"

Und klar und deutlich klang die Antwort: „Lise Fischer."

„Lise Fischer!"

Er mußte sich stützen — wie konnte dieses Kind Lise Fischer heißen? Er sann nach: Seine Lise Fischer hieß Frau Gerold, und selbst wenn die Ehe getrennt war — nein, seine Lise Fischer hatte eine treue Seele und Hans Gerold war ein braver Mann gewesen, die Ehe war sicher nicht getrennt — und überdies: dies Kind war zu jung. Frau Gerold mußte jetzt eine bejahrte Frau sein, so anfangs der Fünfzig, wie konnte aber dies Kind Lise Fischer heißen?

Und wie kam dies Kind zur Nachtzeit auf die Straße?

„Es war kalt und hungrig zu Hause," lallte die Kleine, „ich wollte beten — um Brot — und um eine Weihnachtspuppe. Da lief ich fort — zur Kirche —"

Und wie durfte ihn dies Gesicht, jedes Wort, jede Bewegung an Lise Fischer, seine Lise Fischer erinnern?

Er hatte sich in dieser Neujahrsnacht zeitig von den Zechgenossen getrennt, um nach Hause zu gehen und zu ruhen, er fand weniger Ruhe, als je. Die Wirtin bettete das fremde Kind aufs Sofa, aber Hugo Wanitz wachte im Vorzimmer.

Als der Morgen anbrach, meinte die Wirtin, nun sei's wohl Zeit, das Kind seinen Angehörigen zurückzustellen, sie hatte von der Kleinen die Wohnung der Mutter erfahren.

„Ja, ja," meinte Hugo Wanitz und schickte sich an, das Kind selber zurückzubringen.

Der Wirtin war's recht, sie hatte heute ohnehin genug zu tun, und da sie ein gutes Herz hatte, gab sie dem Kinde, das so ärmlich aussah, ein wohlgefülltes Körbchen für die Mutter mit. Das Kind knixte und dankte, wie sich's für ein wohlgesittet Mägdlein ziemt.

Herr Wanitz nahm die Kleine an der Hand und sie gingen zusammen nach der armseligen Straße, wo die Mutter des Kindes wohnte.

Vor dreißig Jahren hatte Hugo Wanitz um die Meinung und die Neckereien seiner Freunde gesorgt, er lächelte heut' über seine damalige Schwäche. Es war ihm gleichgültig, wenn seine Freunde ihn mit dem Kinde sahen, er kam sich nicht mehr so sehr verlassen und einsam vor, wenn das Kind vertrauensvoll nach seiner Hand langte und ihm von der Mutter und dem Brüderchen und von der Großmama erzählte. Er nahm sich vor, für das Kind zu sorgen, wenn seine Eltern würdig waren — aber natürlich: Ein Kind, das ihn an Lise Fischer erinnerte und Lise Fischer hieß, konnte nur die besten Eltern haben.

Er trug das Kind die vier Treppen hinauf und klopfte an der Dachstube an.

Eine ältliche Frau öffnete.

Sie nahm dem fremden Herrn das Kind ab, herzte es und trug es zu seiner Mutter. Die lag in der Kammer nebenan im Bett und fieberte und sprach im Fieber von ihrem Kinde.

Nun schloß sie's in die Arme: „Meine Lise, mein Kind! Hab' ich Dich wieder?"

Hugo Wanitz in der Nebenstube hörte die zärtlichen Worte.

Die Frau kam zu ihm zurück. Es lag etwas Vornehmes in ihrer Stimme, ihren Bewegungen, ihren Worten.

Er wendete sich ihr betroffen zu. Er kam ins Zimmer, ein wenig unbeholfen, er wollte den Korb abgeben, den er noch trug, und wollte der Dame — denn sie war offenbar eine Dame aus seinen Kreisen — die Bitte aussprechen, dem Kinde ein Neujahrsgeschenk geben zu dürfen.

Er stotterte — sie sah ihn fragend, forschend an — er sah sie wieder an —:

„Lise!" rief er.

„Herr Wanitz," sagte sie, die sich schneller gefaßt hatte und die Beiden, die sich in der Jugend geliebt, die sich vor dreißig Jahren getrennt hatten, standen sich wieder gegenüber.

„Lise, wie kommen Sie hierher?" fragte er endlich, indem er sich in dem freudlosen Wohnungsraum umsah; „ich glaubte, Herr Gerold," er scheute sich, zu sagen: Ihr Mann — „war reich."

Sie senkte den Kopf: „Er war reich — und er war ein guter Mann, und wir hatten eine Tochter, so ein liebes Kind," — und ihre Augen feuchteten sich, wenn sie an ihre Tochter dachte —: „Sie liebte den Sohn meines Vetters, mein Mann wollte die Heirat nicht, Felix war leichtsinnig. Es war der erste Zwist in unserer Ehe gewesen — ich wußte, wie weh es tut, wenn man von seiner Liebe scheiden muß —" und die beiden Alten wagten sich in dem Augenblick nicht anzusehen.

„Als mein Mann nachher starb," fuhr Frau Gerold leise fort, „habe ich die Hände der Liebenden ineinander gelegt. — Wie oft habe ich bereut, nicht meinem Mann, der so gut war, gefolgt zu sein. — Nun ist meine Tochter eine Bettlerin — und ihr Mann ist verschwunden."

Frau Gerold konnte kaum noch schluchzen, sie hatte ihre Tränen längst verausgabt: „Nun habe ich meine kranke Tochter und die beiden Kinder und die Not im Hause."

Er faßte Frau Gerolds Hand: „Lise, darf ich gut machen, was ich vor dreißig Jahren verbrochen habe?"

„Was haben Sie verbrochen? Sie haben einem törichten Mädchen gezeigt, daß es gut ist, die Klugheit nicht außer acht zu lassen, wenn man liebt. Das ist schwer für uns Frauen. Aber seit ich das Elend bei meiner Tochter gesehen habe, weiß ich, daß Sie recht hatten — und daß mein Mann recht hatte, als er Felix zurückwies."

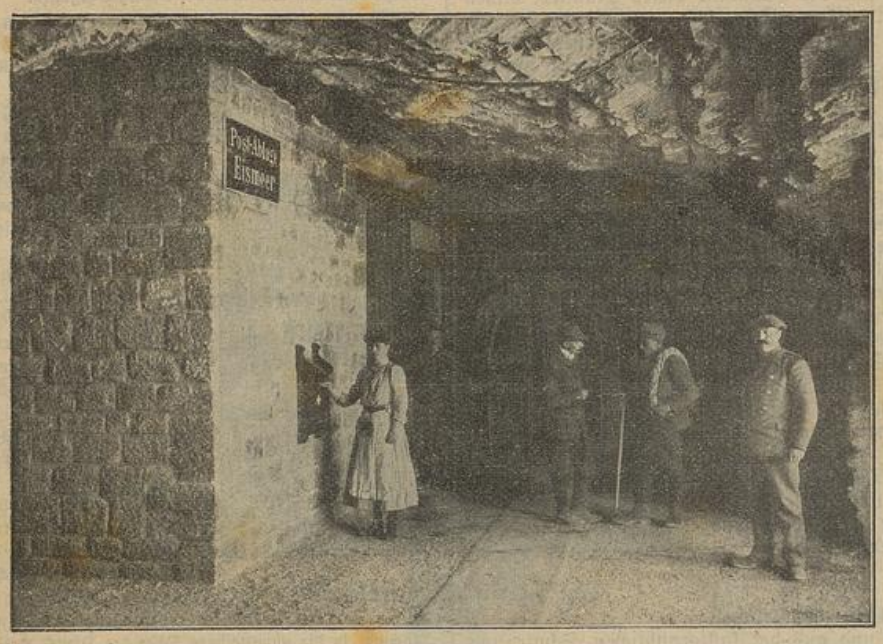
„Und doch dürfen Sie es mir nicht abschlagen — um Ihrer Tochter willen, die Not leidet —".

„Es gibt viele Arme," erwiderte milde Frau Lise. — In dem Augenblick sprang Klein-Lise ins Zimmer. Sie nahm die Hand ihres Beschützers: „Willst Du Brüderchen sehen? Ich habe meiner Mutter von Dir erzählt," und sie wollte ihn mit sich ziehen.

„Frau Lise, um dieses Kindes willen," bat er nochmals und ließ sich von dem Kinde aus Bett der kranken Frau führen.

„Frau Fischer, darf ich für Ihre Lise sorgen?" bat er, und die Kranke sah ihn mit einem dankbaren Blick an.

Frau Lise Gerold hat nicht länger widersprochen.



Postablage Eismeer — die höchstgelegene Poststation in Europa.
Nach einer Photographie von A. Krenn in Zürich.

Aus den Geheimnissen der Gletscherwelt.

(Mit Abbildung.)

Seit der Eröffnung des letzten Teilstückes der Jungfraubahn mit der 3161 Meter hoch gelegenen Station Eismer ist es auch den weniger alpinistisch veranlagten Reisenden möglich geworden, einen Blick in die Geheimnisse der Gletscherwelt zu tun. Diese Station liegt nur etwa 20 Meter über dem obern Teil des gewaltigen Grindelwaldfiescherfirns und gewährt einen vortrefflichen Ueberblick über diesen und die angrenzenden Gletschergebiete, die von den gewaltigsten Bergriesen des Berner Oberlandes eingefaßt sind.

Seit der Eröffnung dieses Stückes der Jungfraubahn werden die Besteigungen der Jungfrau, aber auch des Mönchs und anderer Bergriesen dieses Gebietes fast ausschließlich von hier aus unternommen, weil damit eine Zeitersparnis von mindestens sechs bis acht Stunden verbunden ist, abgesehen von den geringeren Mühen und Kosten. Durch das großartige Gletscherlabyrinth gelangt man in 1½ bis 2 Stunden zur 3299 Meter hoch gelegenen Bergliklubhütte, die als Ausgangspunkt für die meisten Touren im Jungfraugebiet betrachtet werden kann. Mit Benutzung der Bahn ist es möglich geworden, eine Besteigung der „Jungfrau" innerhalb 24 Stunden bequem auszuführen. An den zahlreichen, hier stationierten Führern hat man sichere und erprobte Begleiter. Ohne diese zu gehen, ist wegen der vielen großen Spalten, die bis dicht an die Felswand reichen, sowie wegen der Gletscherabbrüche, nicht ratsam.

Das Innere der Station ist zu einem eleganten und wohnlichen Restaurant umgewandelt worden, in welchem es sich besonders behaglich sitzt, wenn der wütende Schneesturm draußen über das Gletscherfeld streicht und mit seinem Toben die dicken Holzwände zu sprengen droht. Außerhalb des Restaurants befindet sich die kleine Poststation, die höchstgelegene Europas, und das kleine Stationshäuschen. Zwei weitere offene Felsengalerien gestatten die Besichtigung des Panoramas, ohne daß man das Restaurant zu betreten braucht, und von diesen führt ein gegen 200 Meter langer Tunnel zum Gletscher hinunter.

Ingenieur Woldemar Poulsen.

Es sei noch erwähnt, daß die Weiterführung des Tunnels zur nächsten Etappe, der Station Jungfraujoch, im Herbst 1907 in Angriff genommen wird, und daß die Bauzeit hierfür etwa vier Jahre dauern soll. Es darf heute, besonders angesichts des großartigen Verkehrs, der die vorher aufgestellten Berechnungen bei weitem übertrifft, als sicher angesehen werden, daß die Bahn nach dem ursprünglichen Projekte Guyer-Zellers bis zum Jungfraugipfel ausgeführt und in 6—7 Jahren auch vollendet sein wird.

Ingenieur Woldemar Poulsen.

Entdecker der ungedämpften Wellen in Kopenhagen.

Auf dem Gebiete der Telegraphie sind in den letzten Jahren eine Reihe hervorragender Erfindungen gemacht worden. Wir erwähnen hier das schreibende Telephon, durch welches das Gespräch, so rasch als es gesprochen, zu Papier gebracht wird, den Telautographen, bei dem man sogar die Handschrift des Telephonierenden vor sich hat, den elektrischen Ferndrucker, die telegraphierte Photographie, sowie den Telephonograph. Letzterer behält das Gespräch dauernder als der Phonograph und was in das Telephon hineingesprochen wird, tönt an der Empfangsstelle, sobald man den Apparat öffnet, heraus, bis es gelöscht wird. Der Telephonograph wurde bereits vor einigen Jahren von Woldemar Poulsen, einem dänischen Ingenieur erfunden, der inzwischen auf diesem Gebiete weiter tätig gewesen und neuerdings durch die Erfindung der ungedämpften Wellen von sich reden machte. Diese Erfindung, mit deren Hilfe die drahtlose Telegraphie, wie man in Fachkreisen annimmt, in ganz neue Bahnen gelenkt werden wird, wurde von den Teilnehmern an der Konferenz für drahtlose Telegraphie, die kürzlich in Berlin tagte, eingehend erörtert. Auch der Erfinder Poulsen war zugegen und sieht man mit Interesse näheren Mitteilungen über die Art der neuen Erfindung entgegen.

Mitte November 1906 wurde gemeldet, daß Poulsen mit Hülfe seiner ungedämpften elektrischen Wellen eine drahtlose Verbindung zwischen einer Versuchsstation bei Kopenhagen und einer kürzlich bei Newcastle in England errichteten Station erzielt. Der Energieverbrauch durch den Sender betrug zwei Pferdestärken.

Das Kunstwerk eines einfachen Schmiedes.
Eine Schlangengruppe, geschmiedet von Peter Dorner, dem Tiroler Schlangenschmied in Welsberg.

Ernstes und Heiteres.

(Nachdruck verboten.)

Neujahrsgruß.

Ein neues Jahr, ein neues Glück!
Erfasse es mit Dankesblick.
Doch froher noch wird Dich umschweben,
Das Glück, das segnend Dich begrüßt,
Wenn Du auch fremde Tränen siehst,
Versuchst, ein fremdes Leid zu heben.

A. Süren.

[Winter in Welsberg im Pustertal (Tirol).] (Mit zwei Abbildungen.) Lieblich an die bewaldeten Bergabhänge sich anlehnend, umrauscht von den klaren Wassern der Rienz, liegt in einer der schönsten Gegenden Tirols, dem Pustertal, das freundliche Mineralbad Welsberg, das sich auf unserem Bilde im Winterkleide präsentiert. Es ist Station der österreichischen Südbahn, Sitz eines Bezirksgerichts in der Bezirkshauptmannschaft Bruneck und zählt etwa 1000 Einwohner. In der Nähe befindet sich die Stammburg der Grafen von Welsberg und die Wallfahrtskirche Maria am Rain. Eine Besonderheit des Badeortes Welsberg ist die dortige Dorfschmiede, einfach und ländlich wie alle ihrer Art Dort läßt ein echter Künstler im Gewande eines schlichten Schmiedes Kunstwerke eigener Art aus dem spröden Eisen entstehen. Schlangen in ihrem ganzen geschmeidigen und züngelnden Wesen, getreu der Natur abgelauscht und in starre, edle Formen gezwungen durch die Hand und die Phantasie dieses Mannes, bilden den Hauptteil des künstlerischen Schaffens von Peter Dorner. Niemand lehrte ihn diese Kunst, sie brach sich aus seinem eigenen Innern Bahn. Tausende von solchen Schlangen, einzeln und in Gruppen verschlungen, zu Haken, Leuchtern usw. geformt, hat der Schlangenschmied gefertigt und doch ist keine der anderen gleich, so reich ist die Gestaltungskraft dieses Künstlers.

[Eine „gemischte Gesellschaft“] stellt das nebenstehende Bildchen dar: einen Mann gewöhnlicher Größe neben einem „Jumbo“, vor diesem ein Riese, der sich in der Höhe mit dem Dickhäuter messen will und kann, und als Clou der Versammlung zwei wichtig dreinblickende Liliputanerpärchen in einem winzigen, aber äußerst patenten Automobil. Jumbo schielt bedächtig nach dem Gefährt herab, das seine Säulenbeine schon oft in bedenklicher Nähe umkreiste, wohl auch schon einmal unsanft berührte. Hoffentlich halten seine Nerven ebenso wie seine Knochen dem Schnaufen und Rasen des Motorchens stand, sonst erfaßt er eines Tags das Riesenspielzeug mit dem Rüssel und setzt es, als neueste Nummer, in eine der Zirkuslogen, aus denen ihm so oft Beifall gewinkt wird.

Eine „gemischte Gesellschaft“.

* * *

[Eine Handschrift Karls des Großen,] die sich auf das Leben des heiligen Martin von Tours bezieht und aus der kalligraphischen Schule von Tours hervorgegangen ist, befindet sich in dem Besitz des Gymnasiums in Quedlinburg (preußische Provinz Sachsen). Unter den 25 Handschriften aus jener Zeit, die der große französische Gelehrte Leopold Delisle aus jener Zeit nachweist, ist dies die einzige, die sich in Deutschland befindet. Die Handschrift ist auf Pergament in sogenannten Halbinitialen geschrieben. Die Titel sind meist in Kapitalen geschrieben, während einige Initialen mit Gold auf Purpurgrund aufgetragen sind. J. H.

[Rußlands erste Hochschule.] In dem Saikonospaßkijkloster, einem der bekanntesten Klöster Moskaus, wurde im Jahre 1679 die erste Hochschule Rußlands gegründet. Lange Zeit hindurch blieb diese Hochschule die einzige Pflanzstätte höherer Bildung im Lande. — Die jetzige kaiserliche Universität in Moskau, in der Mochowaja gelegen, ist (in ruhigen Zeiten) mit über 3000 Studenten die besuchteste Universität Rußlands. J. H.

[Beruhigend.] Schuster (dem Dienstmädchen begegnend, das eben Austernschalen auf den Hof trägt): „Natürlich, Austern können die Herrschaften essen, aber den Schuster bezahlen . . .“ — „Beruhigen Sie sich, Mann, die Austern sind auch gepumpt!“

[Boshaft] Professor Schmökermann bittet einen Kollegen zu Tische. Als Fleischspeise gibt es ein gesottenes Huhn von verdächtigem Geruch. Da meint der Eingeladene: „Sagen Sie mal, lieber Professor, dieses Huhn haben Sie wohl antiquarisch gekauft?“

[Auch ein Trost.] „Es ist jammerschade, daß man meinen Mann nicht zum Stadtrat gewählt hat. Die halbe Stadt hätte eine Freude darüber gehabt.“ — „Na, trösten Sie sich, Frau Nachbarin, da freut sich halt jetzt die andere Hälfte!“

[Zarter Wink.] Dichterling: „Welchen Titel raten Sie mir für meine neuesten Gedichte?“ — Redakteur: „Nennen Sie sie „Letzte Lieder!“ das macht begierig.“

[Auch ein Urteil.] „Schon wieder ein Bild fertig, mein Fräulein?“ — „Wie Sie sehen!“ — „Aber das geht bei Ihnen wie geschmiert.“

[Empfehlender Vergleich.] Herr: „Frau, ist die Kost bei Ihnen gut?“ — Wirtin: „Schauen Sie meine fetten Säue an! In vierzehn Tagen sehen Sie gerade so aus, wenn Sie bei mir essen!“

[Großmütig.] Frau (nach dem Mittagessen): „Mann, heut' sollst Du einmal einen guten Tag haben und kommandieren! Da steht die Tischglocke, nun läute Du dem Mädchen, daß es abräumt!“

* * *

[Husten und Schnupfen] werden durch Salbeitee gehoben, beziehungsweise sehr gemildert, wenn man demselben Honig und Wasser zusetzt und ein- bis zweistündlich den Tag über einen Eßlöffel davon warm einnimmt und sich halbstündlich damit gurgelt.

[Gegen schlechte Magenluft.] Ein Löffel voll Fenchel mit einem Löffel voll Honig in einem Schoppen Wasser 20 Minuten lang gekocht und davon alle 2 Stunden 2 Löffel voll eingenommen, vertreibt die schlechte Magenluft.

[Gefüllte Kalbsschnitzel.] 6 Personen. 1½ Stunden. Aus 2—2½ Pfund guter Kalbskeule schneidet man fingerstarke längliche Scheiben, die man gut klopft und mit feinem Salz einreibt. Dann macht man eine Füllung aus 200 Gramm gehacktem Kalb- oder Schweinefleisch nebst 3—5 gehackten Schalotten, 2 Eßlöffeln gehackter Petersilie, 1 Ei, Pfeffer, Salz, 1—2 Eßlöffeln geriebenem altbackenen Schwarzbrot und 1—2 Eßlöffeln Weißwein, füllt etwas davon in die Mitte jedes Schnitzels, rollt sie zusammen, umbindet sie mit gebrühter weißer Baumwolle, läßt 120 Gramm Butter in der Kasserolle Farbe nehmen und die Schnitzel darin auf allen Seiten lichtbraun braten. Der Bratensaft wird mit etwas Brühe, Wasser oder Sahne und ein wenig bräunlicher Mehleinbrenne verkocht, abgeschmeckt, mit 10 Tropfen Maggis Würze vollendet und über die Schnitzel gegossen.

[Weißkohl,] gefüllt. Brühe und hacke von einem Kohlkopf das Herz und ein halbes Kilo Schweinefleisch, nimm dazu eine Handvoll geröstetes Semmelmehl, 3 Eier, Gewürz und Zitronen, fülle die gebrühten Kohlblätter damit und koche die Würstlein in einer Buttersauce.

[Zur guten Erhaltung eingemachter Früchte] trägt es sehr wesentlich bei, wenn die gefüllten Gläser eine zeitlang, etwa 8 Tage, auf den Kopf (Kork) gestellt werden. Wenn man sie dann wieder umkehrt, so bildet der an dem Verschluß anhaftende Fruchtsaft und Zucker einen festen Ueberzug, wodurch alle Poren des Korkes verschlossen werden und der Luftzutritt abgesperrt wird.

[Nähmaschinen,] die durch Staub, in Verbindung mit dem Oel, in ihren inneren Teilen verschmiert sind, und deshalb einen schweren Gang haben, müssen mit Benzin gereinigt werden. Dieses wird am besten mit dem Oelkännchen in die Schmierlöcher eingeträufelt, wobei die Maschine in Gang zu setzen ist. Das Benzin löst alle Unreinigkeiten ab und läßt sie mit abfließen. Das setzt natürlich voraus, daß man mit dem Benzin nicht allzu sparsam ist. Wenn kein Benzin mehr abläuft, wird die Maschine von neuem mit reinem und dünnflüssigem Mineralöl geölt. Man wendet wohl auch Petroleum an, dieses dunstet aber nicht wie jenes wieder ab; das nachfolgende Oel wird also immer etwas durch die noch vorhandenen Petroleumreste verdünnt.

[Nasses Pelzwerk] lege man nie zum Trocknen in die unmittelbare Nähe des Ofens, weil sonst das Leder hart und die Haare spröde und brüchig werden. Am besten wird die Nässe mit etwas Fließpapier leicht aufgetupft, namentlich wenn die Haare aufrecht stehen. Liegendes Haar mag man mit der Bürste nach dem Striche bürsten. Das Trocknen erfolgt an der Luft. Folgenden Tages wird das Pelzwerk leicht geklopft und mit einem weiten Kamme gekämmt.

[Verquollene Schublaben wieder in Gang zu bringen.] Man bestreiche die zu streng gehenden Teile mit geschabtem Federalaun, d. i. Speckstein oder venetianischer Kreide.

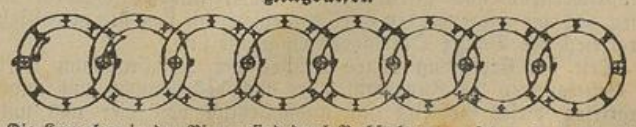
Rätsel.

Mit S war's ein Dichter und Handwerksmann,
Mit L man's im Wasser sehen kann.

Homonyme.

Ich glänze als Geschmeide fein
Und kann auch eine Fessel sein.

Ringrätsel.



Die Kreuzchen in den Ringen sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß in jedem Ringe in der Pfeilrichtung ein achtlautiges Wort entsteht und die neun Buchstaben in den kleinen Kreisen einen bekannten Badeort in Deutschland nennen. Die Wörter bezeichnen:

1. ein Seetier,
2. einen Stamm der Indianer,
3. eine nicht beliebte Gesinnung,
4. eine österreichische Stadt in den Alpen,
5. (früher) ein Land in Asien,
6. eine Erscheinung am Himmelsgewölbe,
7. eine Stadt in Unterägypten,
8. einen weiblichen Vornamen.

Zu verwenden sind: 4 a, 2 b, 2 c, 1 d, 8 e, 1 f, 2 g, 2 h, 4 i, 1 k, 3 l, 2 m, 3 n, 5 o, 5 r, 4 s, 3 t, 3 u, 1 w, und 1 z. A.

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.